

Name:	ZS Nr.	Bd	Vermerk:
WOLF, Paul	3042	I	
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		

INTERVIEW MIT PAUL WOLF, DÜSSELDORF, AM 27.2.1973

Ich war Funktionär der illegalen KPD im Bezirk Niederrhein, und zwar im Rahmen der Bezirksleitung. Ich hatte eine kaufmännische Lehre gemacht und eine gute Position erreicht, wurde aber in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit herausgeschmissen, weil ich nicht in dem gewünschten Maß die Interessen meines Arbeitgebers vertrat. Mein Beitritt zur KPD hat wahrscheinlich auch eine Rolle gespielt; das war im Herbst 1930, ein Jahr später mußte ich gehen. Ich war damals 23 Jahre alt und aktiv in der evangelischen Jugendbewegung. Im Zuge der Vanzetti-Bewegung trat ich aus der Kirche aus.

Im Sommer 1934 ging ich im Auftrag der Partei nach Holland. Ich war sehr krank und mußte zunächst gepflegt werden. Nachdem ich mich erholt hatte, arbeitete ich in der KP-Auslandsleitung bis ich 1936 nach Spanien zu den Interbrigaden ging. Ich kam zur Zeit der harten Kämpfe um Madrid dorthin. Wir wurden ohne nennenswerte Ausbildung in den Krieg geführt. Ich kannte keine Waffen, nicht einmal ein Maschinengewehr, wurde aber trotzdem in das Bataillon Thälmann gesteckt; ich blieb, bis es Franco gelang, Katalonien zu erobern. Dann kehrte ich in Frankreich an die Grenze nach Deutschland zurück und - nachdem ich mich von den Strapazen des Bürgerkriegs erholt hatte - nach Paris. Dort hielt ich mich bis kurz vor Kriegsausbruch illegal auf. Erst dann habe ich mich legalisiert. Ich wurde sofort interniert.

Der Zusammenbruch Frankreichs sah für uns zunächst so aus, daß er uns die Freiheit brachte. Unsere Wachmannschaften flohen und überließen uns unserem Schicksal. Wir waren damals in Asnier. Wir - ungefähr 800 Menschen - haben eine ziemliche Irrfahrt gemacht. Zunächst landeten wir auf einer Insel an der Westküste, auf die uns einfache Fischer brachten, obwohl sie selbst von den Deutschen unmittelbar bedroht waren. Die Besetzung unseres Lagers bestand zu 90 % aus russisch Verfolgten. Wir hatten nur eine Aufgabe, die Moral der Leute so weit als möglich zu heben; politische Arbeit konnte da nicht geleistet werden.

Wir hatten nun drei Fluchtmöglichkeiten: Nach Nordafrika, nach England und nach Südfrankreich. Ich wählte Südfrankreich, weil ich

Institut für Zeitgeschichte
ARCHIV

AKz. 5203/24	Bez. 25' 3042
Rep.	Kat.

der Meinung war, man müsse unbedingt in Europa bleiben. Zunächst sind wir in La Rochelle gelandet, wo wir erfuhren, daß Frankreich und Deutschland einen Waffenstillstand abgeschlossen hatten. Auf unserer Flucht nach Süden kamen uns deutsche Truppen entgegen. Deshalb teilten wir uns in immer kleinere Gruppen auf. Wir haben uns bis Bordeaux durchgeschlagen und von dort nach Toulouse. Toulouse war damals Zentrum der Emigration im nichtbesetzten Frankreich.

In Toulouse dachten wir uns einen recht abenteuerlichen Plan aus. Wir hofften eine Pause zu bekommen und planten ein Gut in Halbpacht zu übernehmen. Meine beiderseitigen Großeltern waren ostpreußische Landarbeiter, ich selbst hatte Interesse, aber keine Kenntnisse. Trotzdem ging das alles ganz gut, wir bekamen einen Hof im Departement Gers^{Gers} Guéret. Meine Kameraden waren Juden, ich nicht. Nach einiger Zeit wurden wir wieder eingesperrt. Wir kamen in ein Lager bei Argennes. Bei der Überprüfung der Papiere stellte sich heraus, daß unser Hof von zwei Juden und nur einem Arier gepachtet war, und da begannen die Schwierigkeiten. Zunächst jedoch wurden wir zur Weiterarbeit dorthin detachiert. Das lief aber nicht gut, weil uns das Geld fehlte. Ich bin deshalb zu den Quäkern nach Toulouse gefahren. Die Quäker zeigten sich von unseren Plänen angetan - wir planten u.a. auch, Verfolgte aufzunehmen - und halfen uns mit Naturalien. Sie schickten einen Beauftragten, der uns nach Inaugenscheinnahme unseres Betriebes einen Kredit vorschlug. Zunächst wollten wir nicht, nahmen ihn aber dann doch. 1941 - nach der Ernte - hat man uns wieder in ein Lager verbracht. Nach einem Gespräch mit dem Kommandanten wurde ich jedoch wieder auf das Gut detachiert. Der Kommandant war Gaullist. Man hatte ihm eine Lagerkontrolle durch eine sogenannte deutsche Kommission angekündigt. Daraufhin hat er mir vorgeschlagen, mit einigen anderen zu verschwinden. Wir wurden in Dörfer detachiert, die die Résistance in der Hand hatte. Ich hatte inzwischen meine Frau kennengelernt, die dann mit uns kam. Die Solidarität der Dorfbewohner hat uns geholfen, eine schöne Zeit zu erleben. Es gab dort eine kleine evangelische Gemeinde ohne Pfarrer, aus der sich besonders eine Bäuerin um uns kümmerte - zusammen mit dem kommunistischen Bürgermeister. Wir haben damals ziemlich viel "unterschlagen" und illegal gemacht, um uns am Leben zu erhalten und wurden gedeckt. Kurz nach unserer Heirat mehrten sich die Nachrichten über erneute Verfolgungen. Eines Nachts wurde aus dem Dorf ein österreichisch-jüdisches

Zahnärztehepaar abgeholt. Die Bauern warnten uns, denn meine Frau war ebenfalls Jüdin. Die Deutschen kamen am hellen Vormittag und wurden von den Bauern in die Flucht geschlagen. Danach hat man uns versteckt; schließlich entschlossen wir uns doch zur Flucht. Der Bürgermeister besorgte uns französische Papiere. Die evangelische Bäuerin organisierte die Fluchtstationen bis Annemasse. Die Annemasser Adresse konnten wir aber bereits nicht mehr anlaufen, der Pfarrer war verhaftet, sein Nachfolger wollte uns weder aufnehmen noch helfen. Ich habe dann zwei Fluchthelfer gefunden, die uns alle abnahmen, was wir besaßen, und uns doch nur bis zum Stadtrad brachten und die Richtung wiesen. Am nächsten Tag fragte ich einen Passanten, ob wir in Frankreich oder der Schweiz seien. Als ich die Antwort bekam, wir seien in der Schweiz, bin ich zusammengebrochen. Ich fand mich mit meiner Frau in einem normalen Haus unter ärztlicher Betreuung wieder. Wir wurden angemeldet; meine Frau und das wenige Wochen alte Kind wollte man behalten, ich aber sollte an die Grenze zurückgestellt werden. Unter diesen Umständen wollte mich unser Hausherr nicht hergeben und versteckte mich. Ich bat ihn, den Vorsitzenden der PdA (Partei der Arbeit), Léon Nicole, in Genf über meine Situation zu informieren. Nicole schlug vor, daß seine Organisation mich betreuen solle. Mein Hausherr wollte das aber selbst tun. Nicole akzeptierte das. Etwa nach vierzehn Tagen bekam ich Asylrecht. Danach wurde ich interniert: ich kam in ein Lager im Kanton Solothurn, eine alte Fabrik in Büsserach (Bassecourt?), meine Frau war mit dem Kind schon in einem anderen im Südosten. In Büsserach traf ich alte Bekannte aus den früheren Lagern wieder, u.a. Michael Tschesno, der heute in der DDR lebt.

Auf Aufforderung der Behörden sollten wir in den Lagern Vertrauensleute wählen. In unserem Lager wurde ich das. Die Lager unterstanden nicht dem Polizei-, sondern dem Militärdepartement. Auseinandersetzungen gab es von Anfang an. Ich war durchaus nicht der Meinung, daß ich als Vertrauensmann nur die Befehle des Kommandanten, eines Majors, durchzuführen hätte. Ich bildete ein Vertrauensmänner-Kollektiv, das eine Liste von Forderungen erarbeitet, die ich dann dem Kommandanten vortrug. Der wurde zunächst blaß vor Zorn. Wir forderten: Menschenwürdige Unterkünfte, zumindest Stroh zum Schlafen, eine vernünftige Unterteilung der Insassen nach Familien etc., eine Säuglings- und Kinderstation mit den dafür notwendigen Einrichtungen und dem entsprechenden Personal. Da haben wir allerdings sehr viel gefordert, da sind wir auf schweizer Niveau gestiegen. Es wurde alles bewilligt. Unser Faux pas bestand darin, daß wir gleich zu Anfang als Fordernde auftraten. Die wirklichen Konflikte, vor allem wegen der kaserneartigen Behandlung, erlebte ich nicht mehr, da war ich schon im

Spital. Jedoch an eine Geschichte erinnere ich mich noch, weil ich mit ihr befaßt wurde: Ein Insasse des Lagers hatte beim Schälen eine Mohrrübe gegessen und war dafür geschlagen worden. Das gab einen Skandal. Man wollte einen Hungerstreik machen. Ich habe davon abgeraten, ich wollte, daß sich der Kommandant vor versammelter Mannschaft entschuldige und ich wollte eine Bestrafung des Täters. Es schalteten sich ein Arzt und die Pfarrer beider Konfessionen ein. Als aber alles nichts half, traten wir Kranken im Spital in den Hungerstreik. Nach zwei Mahlzeiten war das Ziel erreicht. Ich muß sagen, daß wir recht erträgliche Verhältnisse hatten und uns weit über unsere Forderungen hinaus Dinge bewilligt wurden. Unterstützt wurde ich vom Evangelischen Hilfswerk, das die Unterstützung ganzer Familien übernahm. Das heißt: Wir bekamen eine Wohnung in Romanshorn zugewiesen und eine monatliche Unterstützung. Alles andere - Krankenhauskosten, Kurbehandlung etc. - übernahm der Staat. Das war sehr großzügig, vor allem wenn man bedenkt, daß ich über ein Jahr im Spital und anschließend noch über ein halbes Jahr in Zürich in Behandlung war, außerdem bis 1950 regelmäßig im Sommer eine Kur in Leukerbad im Wallis gemacht habe. Bis zur Abreise durften meine Frau und meine Tochter mit. Wir sind nicht zusammengeblieben. Meine Frau konnte es nicht über sich bringen, nach Deutschland zurückzugehen; sie wanderte nach Amerika aus.

Paul Vogt hat mich zum ersten Mal in Büsserach besucht. Er hat mir die Betreuung durch das Evangelische Hilfswerk vorgeschlagen. In Zürich erhielten wir Wohnrecht, als klar war, daß ich dort längere Zeit stationär und ambulant in Behandlung bleiben mußte. Später habe ich selbst im Flüchtlingshilfswerk mitgearbeitet.

In der Romanshorner und Zürcher Zeit knüpfte ich die ersten Fäden zu Carl Tesch und [Walter] Pollatschek. Obwohl wir uns nur sporadisch trafen, hatten wir eines Tages die Polizei auf dem Hals, weil wir angeblich Zeitungen illegal nach Deutschland gebracht hätten. Tesch und Pollatschek waren von Romanshorn die nächsten, im Ort selbst waren nur jüdische Flüchtlinge, zum größten Teil aus Österreich. Ab und zu bekam ich auch Besuch von zwei Kameraden, die ich noch von Holland kannte, die in Gordola interniert waren - einer hieß Lauer. Sie sind später beide in die DDR gegangen und heute tot.

Vom Freien Deutschland (FD) habe ich durch Pollatschek erfahren. Eines Tages kam u.a. Paul Meuter zu uns. Wir haben dann versucht, im Kreis der deutschen Emigranten, von denen besonders in Rorschach eine beträchtliche Anzahl lebte, eine Organisation aufzuziehen. Auch im St. Galler Gebiet haben wir Organisationsversuche unternommen. Nach dem

Zusammenbruch hatten wir in Rorschach eine große öffentliche Veranstaltung. Sie war sehr gut besucht. Auf dieser einzigen öffentlichen Versammlung haben wir Abrechnung gemacht. Über Aktivitäten nach außen weiß ich nichts; da ich nicht voll einsatzfähig war, habe ich wohl auch nicht alles erfahren. Die ganzen Sachen wurden zum großen Teil von Auslandsdeutschen gemacht, zum kleineren von Emigranten und Schweizern. Wenn ich denke, wer uns von schweizer Seite geholfen hat, muß ich annehmen, daß es vor allem linksorientierte Schweizer waren. Von den Deutschen schwammen viele noch bei der Versammlung im alten Fahrwasser und traten auch dementsprechend auf. Die wollten einfach einen Strich ziehen. Das vertraten vor allem die Geschicktesten und Intelligentesten. Eigentlich waren sie ja alle "keine Nazis".

Ich hatte mit Wolfgang Langhoff Kontakt. Er hat mich im Spital besucht, obwohl mit mir damals nicht viel anzufangen war. Auf dem Weg aus dem Lager im Kanton Solothurn habe ich ihn aufgesucht und mich zwei Tage bei ihm aufgehalten. Sehr um mich gekümmert hat sich auch Teo Otto. Er war wie ich gebürtiger Remscheider.

In der Schweiz bestand offenbar die Meinung, die Existenz der Bürger sei durch den Flüchtlingsstrom ernstlich beeinträchtigt. Hinzu kam - vornehmlich in der Ostschweiz - das Bestreben, Nazideutschland zu begreifen. Es bestanden auch im Evangelischen Hilfswerk gegenüber meinen Motiven für den Kampf gegen Deutschland gewisse Reserven. Ebenso gab es auch Antisemitismus in diesen Kreisen. Es bestanden natürlich auch Kreise, die darüber entsetzt waren, ja es existierte eine Gegenbewegung der Ernüchterung, vor allem unter den Deutschen. Ich weiß auch, daß innerhalb der Kirchen eine Diskussion im Gange war. Ich habe an einer Konferenz der Internationalen Evangelischen Jugend in Batzenhausen teilgenommen. Dort wurde seitens der schweizer Jugend die Führung nach früherem Muster gefordert, denn die Jugend neigte damals dazu, die Probleme als von Gott zu entscheiden zu begreifen. Darum war auch die Tätigkeit von Pfarrer Vogt nicht auf die materielle Fürsorge beschränkt, er wollte Kampfgeist gegen den Faschismus verbreiten.

Ich selbst habe natürlich sehr positive Erinnerungen an die Schweiz. Aber ich habe auch von dem anderen Gesicht gewußt, und ich war nicht korrumpiert, ich registrierte es. Ich habe auch gesehen, daß gewisse Traditionen der Demokratie aufgelockert wurden durch die Gefährdung, der sich die Schweiz ausgesetzt glaubte. Es entstanden Eigeninitiativen nebenher. Der Fall des Genfers, der mich aufnahm, ist sicher kein Einzelfall. Insgesamt kann man also sagen, daß auch in der Schweiz deutlich antifaschistische Kräfte vorhanden waren.

Aufgenommen von Wolfgang Jean Stock, 852 Erlangen, Geschwister-Scholl-
Straße 8.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Interview mit Paul Wolf am 27. Februar 1973 in Düsseldorf

Ich war Funktionär der illegalen KPD im Bezirk Niederrhein, und zwar im Rahmen der Bezirksleitung. Ich hatte eine kaufmännische Lehre gemacht und eine gute Position erreicht, wurde aber in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit entlassen. Mein Beitritt zur KPD hat wahrscheinlich auch eine Rolle gespielt; das war im Herbst 1930, ein Jahr später mußte ich gehen. Ich war damals 23 Jahre alt und aktiv in der evangelischen Jugendbewegung. Im Zuge der Sacco-Vanzetti-Bewegung trat ich aus der Kirche aus.

Im Sommer 1934 emigrierte ich nach mehr als einem halben Jahr illegaler Tätigkeit für die Partei nach Holland, und zwar auf Beschluß der Partei. Ich war sehr krank und mußte zunächst gepflegt werden. Nachdem ich mich erholt hatte, arbeitete ich in der KP-Emigrationsleitung, bis ich 1936 nach Spanien zu den Interbrigaden ging. Ich kam zur Zeit der harten Kämpfe um Madrid dorthin. Wir wurden wegen der bedrohlichen Lage ohne nennenswerte Ausbildung eingesetzt. Ich kannte keine Waffen, nicht einmal ein Maschinengewehr, meldete mich aber als Munitionsträger in die M.G.-Kompanie des Batallions Thälmann. Ich blieb, bis es Franco gelang, Katalonien zu erobern. Dann kehrte ich nach Frankreich zurück, brach in der Nähe der Grenze zusammen und ging - nachdem ich mich erholt hatte - nach Paris. Dort hielt ich mich bis kurz vor Kriegsausbruch illegal auf. Erst dann habe ich mich legalisiert. Ich wurde sofort interniert.

Der Zusammenbruch Frankreichs sah für uns zunächst so aus, daß er uns die Freiheit brachte. Unsere Wachmannschaften flohen und überließen uns unserem Schicksal. Wir waren damals in St. Nazaire. Wir - ungefähr 800 Menschen - haben eine ziemliche Irrfahrt gemacht. Zunächst landeten wir auf der Insel d'Yeu vor der Westküste, auf die uns einfache Fischer brachten, obwohl sie selbst und ihre Familien von der deutschen Wehrmacht unmittelbar bedroht waren. Die Besetzung unseres Lagers bestand

zu 90% aus rassisch Verfolgten. Von der Ile d'Yeu aus hatten wir drei Fluchtmöglichkeiten: Nach Nordafrika, nach England und nach Südfrankreich. Ich wählte Südfrankreich, weil ich der Meinung war, man müsse unbedingt in Europa bleiben. Zunächst sind wir in La Rochelle gelandet, wo wir erfuhren, daß Frankreich und Deutschland einen Waffenstillstand abgeschlossen hatten. Auf unserer Flucht nach Süden kamen uns deutsche Truppen entgegen. Deshalb teilten wir uns in immer kleinere Gruppen auf. Wir haben uns bis Bordeaux durchgeschlagen und von dort nach Toulouse. Toulouse war damals Zentrum der Emigration im nicht-besetzten Frankreich.

In Toulouse dachten wir uns einen recht abenteuerlichen Plan aus. Wir hofften eine Pause zu bekommen und planten ein Gut in Halbpacht zu übernehmen. Meine beiderseitigen Großeltern waren ostpreußische Landarbeiter, ich selbst hatte Interesse, aber keine Kenntnisse. Trotzdem ging das alles zunächst ganz gut, wir kamen auf einen Hof im Departement Gers. Meine Kameraden waren Juden, ich nicht. Nach einiger Zeit wurden wir wieder eingesperrt. Wir kamen in ein Lager bei Agen. Nach der Überprüfung der Papiere wurden wir zur Weiterarbeit auf das Gut detachiert. Das lief aber nicht gut, weil uns Nahrungsmittel und Geld fehlten. Ich bin deshalb zu den Quäkern nach Toulouse gefahren. Die Quäker zeigten sich von unseren Plänen angetan - wir planten u.a. auch, Verfolgte aufzunehmen - und halfen uns mit Naturalien. Später schickten sie einen Beauftragten, der uns, nachdem er sich ein Bild von unserer Situation gemacht hatte, einen Kredit vorschlug. Zunächst wollten wir nicht, nahmen ihn aber dann doch. 1941 - nach der Ernte - hat man uns wieder in ein Lager gebracht. Nach einem Gespräch mit dem Kommandanten des Lagers wurde ich als "Travailleur Etranger" in ein Dorf detachiert. Der Kommandant des Lagers war Gaullist. Man hatte ihm eine Lagerkontrolle durch eine sogenannte deutsche Kommission angekündigt. Daraufhin hat er mir vorgeschlagen, mit einigen anderen zu verschwinden. Ich kam nach Bourrau (Lot-et-Garonne), ein Dorf, das von Petain-Gegnern beherrscht wurde. Ich hatte inzwischen geheiratet; meine Frau kam mit mir. Die Solidarität der Dorfbewohner hat uns geholfen, die Zeit zu überleben. Es gab dort eine kleine evangelische Gemeinde ohne Pfarrer, aus der sich

besonders eine Bäuerin um uns kümmerte - zusammen mit dem kommunistischen Bürgermeister. Wir haben damals gearbeitet, auch illegale Aktionen mitgemacht. Kurz nach unserer Heirat mehrten sich die Nachrichten über erneute Verfolgungen. Eines Nachts wurde aus dem Dorf ein österreichisch-jüdisches Zahnarztehepaar abgeholt. Die Bauern warnten uns, denn meine Frau war ebenfalls Jüdin. Die Gendarmen kamen am hellen Vormittag und wurden von den Bauern in die Flucht geschlagen. Danach hat man uns versteckt; schließlich entschlossen wir uns doch zur Flucht. Wir hatten ein nur wenige Wochen altes Kind. Der Bürgermeister besorgte und französische Papiere. Die evangelische Bäuerin organisierte die Fluchtstationen bis Annemasse. Die Annemasser Adresse - ein Pfarrer - konnten wir aber bereits nicht mehr anlaufen, der Pfarrer war verhaftet, sein verängstigter Nachfolger wollte uns weder aufnehmen noch helfen. Ich habe dann zwei "Fluchthelfer" gefunden, die uns alles abnahmen, was wir besaßen, und uns doch nur bis zum Stadtrand brachten und die Richtung wiesen. Nach langem Umherirren in der Nacht fragte ich einen Passanten, ob wir in Frankreich oder in der Schweiz seien. Als ich die Antwort bekam, wir seien in der Schweiz, bin ich zusammengebrochen.

Ich fand mich mit meiner Frau und dem Kind im Haus dieses Schweizer Bürgers in Genf wieder. Wir wurden angemeldet; meine Frau und das Kind wollte man behalten, ich aber sollte an die Grenze zurückgestellt werden. Unter diesen Umständen wollte mich unser Hausherr nicht hergeben und versteckte mich. Ich bat ihn, den Vorsitzenden der PdA (Partei der Arbeit), Léon Nicole, in Genf über meine Situation zu informieren. Nicole schlug vor, daß seine Organisation mich betreuen solle. Mein Hausherr wollte das aber selbst tun; Nicole akzeptierte das. Etwa nach vierzehn Tagen bekam ich Asylrecht. Danach wurde ich interniert: ich kam in ein Lager im Kanton Solothurn, eine alte Fabrik in Büsserach. Meine Frau mit dem Kind befand sich schon in einem anderen Lager im Tessin. In Büsserach traf ich alte Bekannte aus den früheren Lagern wieder, unter anderen Michael Tschesno, der heute in der DDR lebt.

Auf Aufforderung der Behörden sollten wir in den Lagern Vertrauensleute wählen. In unserem Lager wurde ich das. Die Lager unterstanden nicht dem Polizei-, sondern dem Militärdepartement. Auseinandersetzungen gab es von Anfang an. Ich war durchaus nicht der Meinung, daß ich als Vertrauensmann nur die Befehle des Kommandanten, eines Majors, durchzuführen hätte. Ich bildete ein Vertrauensmänner-Kollektiv, das eine Liste von Forderungen erarbeitete, die ich dann dem Kommandanten vortrug. Der wurde zunächst blaß vor Zorn. Wir forderten: Menschenwürdige Unterkünfte, zumindest Stroh zum Schlafen, eine vernünftige Einteilung der Insassen nach Familien etc., ärztliche Betreuung, eine Säuglings- und Kinderstation mit den dafür notwendigen Einrichtungen und dem entsprechenden Personal. Da haben wir allerdings sehr viel gefordert, wir sind auf Schweizer Niveau gestiegen. Es wurde alles nach und nach bewilligt. Die wirklichen Konflikte, vor allem wegen der kasernenmäßigen Behandlung, erlebte ich nicht mehr im Lager, da ich mich schon im Spital befand. An eine Geschichte erinnere ich mich noch, weil ich mit ihr befaßt wurde: Ein Insasse des Lagers hatte beim Schälen eine Mohrrübe gegessen und war dafür geschlagen worden. Das gab einen Skandal. Man wollte im Lager einen Hungerstreik machen. Mein Vorschlag war: Der Kommandant soll sich vor versammelter Mannschaft entschuldigen und den Täter bestrafen. Es schalteten sich ein Arzt und die Pfarrer beider Konfessionen ein. Als aber alles nichts half, traten wir Kranken im Spital in den Hungerstreik. Nach zwei abgelehnten Mahlzeiten war das Ziel erreicht. Ich muß sagen, daß wir recht erträgliche Verhältnisse hatten.

Unterstützt wurde ich vom evangelischen Hilfswerk, das die Unterstützung ganzer Familien übernahm. Das heißt: Wir bekamen nach etwa einem Jahr eine Wohnung in Romanshorn zugewiesen und eine monatliche Unterstützung. Alles andere - Krankenhauskosten, Kurbehandlung etc. - übernahm der Staat. Das war sehr großzügig, vor allem wenn man bedenkt, daß ich ein Jahr im Spital zu Büsserach und anschließend noch etwa ein halbes Jahr in Zürich in stationärer Behandlung war, außerdem bis 1950 regelmäßig im Sommer eine Kur in Leukerbad im Wallis gemacht habe. Einige Male durften meine Frau und meine Tochter mit.

Wir sind nicht zusammengeblieben. Meine Frau konnte es nicht über sich bringen, nach Deutschland zurückzugehen. Vater und Mutter waren von den deutschen Faschisten ermordet worden. Sie wanderte nach Amerika aus.

Paul Vogt hat mich zum ersten Mal in Büsserach besucht. Er hat mir die Betreuung durch das evangelische Hilfswerk vorgeschlagen. In Zürich erhielten wir Wohnrecht, als klar war, daß ich dort längere Zeit stationär und ambulant in Behandlung bleiben mußte. Später habe ich selbst im Flüchtlingshilfswerk mitgearbeitet.

In der Romañhorner Zeit knüpfte ich die ersten Fäden zu Carl Tesch und Walther Pollatschek. Obwohl wir uns nur sporadisch trafen, hatten wir eines Tages die Polizei auf dem Hals, weil wir angeblich Zeitungen illegal nach Deutschland gebracht hätten. Tesch und Pollatschek waren von Romanshorn die nächsten, im Ort selbst waren nur jüdische Flüchtlinge, zum größten Teil aus Österreich. Ab und zu bekam ich auch Besuch von zwei Kameraden, die ich noch von Holland kannte, die in Gordola interniert waren - einer hieß Lauer. Sie stammten aus Sachsen und sind später beide in die DDR gegangen und heute tot.

Vom Freien Deutschland habe ich durch Pollatschek erfahren. Wir haben dann versucht, unter Deutschen (Emigranten und Ansässigen), von denen besonders in Rorschach eine beträchtliche Anzahl lebte, antifaschistische Aktivität zu entwickeln. Auch im St. Galler Gebiet haben wir solche Versuche unternommen. Nach dem Zusammenbruch des "Dritten Reiches" veranstalteten wir in Rorschach eine große öffentliche Veranstaltung. Sie war sehr gut besucht. Auf dieser einzigen öffentlichen Veranstaltung - in der der antifaschistische Emigrant Paul Meuter sprach - haben wir Abrechnung gemacht. Über ^{andere} Aktivitäten nach außen weiß ich nichts. Da ich nicht voll einsatzfähig war, habe ich wohl auch nicht alles erfahren. Die Aktivitäten des FD wurden zum großen Teil von Auslandsdeutschen entwickelt, zum kleineren von Emigranten und Schweizern. Wenn ich mich erinnere, wer uns von Schweizer Seite geholfen hat, muß ich sagen, daß es vor allem linksorientierte Schweizer waren. Von der Deutschen Kolonie schwammen viele noch zur Zeit der Versammlung in Rorschach im alten Fahrwasser und traten auch dementsprechend auf. Sie wollten einfach einen Strich

ziehen. Das vertraten vor allem die Geschicktesten und Intelligentesten. Denn: Sie waren ja alle "keine Nazis". Ich hatte mit Wolfgang Langhoff Kontakt. Er hat mich im Spital besucht. Auf dem Weg aus dem Spital im Kanton Solothurn nach Romanshorn habe ich ihn aufgesucht. Sehr um mich gekümmert hat sich auch Teo Otto. Er war wie ich gebürtiger Remscheider.

In der Schweiz bestand offenbar die Meinung, die Existenz der Bürger und die Sicherheit des Landes seien durch den Flüchtlingsstrom ernstlich beeinträchtigt. Hinzu kam - vornehmlich in der Ostschweiz - das Bestreben, Nazideutschland zu begreifen. Es bestanden auch im evangelischen Hilfswerk gegenüber meinen Motiven für den Kampf gegen Hitler-Deutschland gewisse Reserven. Ebenso gab es auch Antisemitismus in diesen Kreisen. Es bestanden natürlich auch Kreise, die darüber entsetzt waren, ja es existierte eine Gegenbewegung der Ernüchterung, auch unter den Deutschen. Ich weiß auch, daß innerhalb der evangelischen Kirche eine Diskussion im Gange war. Ich habe zum Beispiel an einer Konferenz der Internationalen Evangelischen Jugend in Walzenhausen teilgenommen. Dort wurde seitens der Schweizer und internationalen Jugend von der Kirche gefordert, sich am Kampf gegen Krieg und Faschismus zu beteiligen. Darum war auch die Tätigkeit von Pfarrer Vogt nicht auf die materielle Fürsorge der Flüchtlinge beschränkt, er wollte Kampfgeist gegen den Faschismus verbreiten.

Ich selbst habe sehr positive Erinnerungen an die Schweiz. Aber ich habe auch von dem anderen Gesicht gewußt. Ich habe auch gesehen, daß gewisse Traditionen der Demokratie aufgelockert wurden durch die Gefährdung, der sich die Schweiz ausgesetzt glaubte. Das Volk war zum großen Teil antifaschistisch eingestellt. Der Fall des Genfers, der uns aufnahm und mich trotz Strafandrohung versteckte, ist sicher kein Einzelfall. Insgesamt kann man sagen, daß auch in der Schweiz deutlich antifaschistische Kräfte vorhanden und wirksam waren.

(Aufgenommen von Wolfgang Jean Stock)